

Wo ist Dorian?

Im Laufe eines Jahres erhält der Autor Marco Dzebro in unregelmäßigen Abständen Postkarten aus New York, von einem Absender namens Dorian. Auf den Karten befinden sich Geschichten von ein paar Zeilen, die per Schreibmaschine verfasst wurden. Sie erzählen von der zerstörerischen Kraft der Großstadt und von der Entdeckung, dass wir nicht bloß in unseren Städten leben, sondern manchmal die Städte auch in uns.

Marco ist weder bekannt, wer Dorian ist oder wo er sich aufhält noch was die Texte zu bedeuten haben. Alle Versuche der Aufklärung bleiben erfolglos. Beinahe täglich kommen weitere Postkarten aus New York. Dann, auf den Tag genau ein Jahr nach der ersten Karte, schickt Dorian einen Abschiedsbrief, der ebenfalls per Schreibmaschine, diesmal jedoch auf die Stoffserviette eines asiatischen Lieferservice getippt wurde. Nach diesem Brief bleiben die Postkarten aus.

Viele Monate und erfolglose Nachforschungen später fasst Marco Dzebro den Entschluss, die Texte zu veröffentlichen. Bis zum heutigen Zeitpunkt ist die Person Dorian ein großes Rätsel. Dies ist seine Geschichte.



Meine Stadt ist ein Gedicht namens Hass.
Es führt eine kleine Bar in Hells Kitchen
und serviert immer freitags belegte Bröt-
chen zum halben Preis. Ich sitze am hin-
teren Ende der Theke und erzähle dem
Erdnussschälchen, das halb leer vor mir
steht, von meinen Eheproblemen, als zur
Sperrstunde geläutet wird. Meine Wut ist
barbarisch und brennt das Gebäude bis auf
die Grundmauern nieder. Auf der Polizei-
wache begrüßt mich die Dame am Empfang
mit meinem Vornamen und schnalzt dabei
verführerisch mit der Zunge. In zwei Wo-
chen soll die Bar wieder eröffnet werden.

Meine Stadt ist eine Stunde Sex für fünf-
zig Dollar. „Da liegt noch ein Zahn von
dir auf der Bettdecke“, sage ich. „Du
schuldest mir noch fünfzig vom letzten
Mal“, sagt sie und quetscht sich in einen
Rock, der so kurz ist wie ihr Verstand.
Das Zimmer stinkt nach Sex und Bier, so
wie jeden Mittwoch. Ich verschwinde, ohne
etwas zu sagen, und begegne draußen auf
dem Flur ihrer sechzehnjährigen Tochter,
die mehr Sperma als Make-up im Gesicht
hat. Ich lade sie zum Essen ein, schenke
ihr ein Buch von Dostojewski und erlöse
sie von ihrem Elend. Sie liegt in einem
namenlosen Grab am Rande der Stadt. Es
war an einem Mittwochnachmittag, als wir
Abschied von ihr nahmen und das Zimmer
stank nach Sex und Bier, so wie jeden
Mittwoch.

Meine Stadt ist eine eindeutige, klare Aussage“, flüsterte ich ihm ins Ohr, als er versuchte, mir den Arm auf den Rücken zu drehen, und dabei nach altem Urin und eintausend Lügen stank. „Meine Mutter schwitzt beim Kacken, ist auch eine eindeutige, klare Aussage“, antwortete der Polizist, „aber davon kann ich mir nichts kaufen.“ Dann prügelten wir uns die ganze Nacht hindurch auf einem Maisacker am Rande der Stadt und kannten nicht einmal unsere Namen.

Meine Stadt ist gestern Abend auf ein Stück selbst gemachte Pizza vorbeigekommen. Bei Schnaps und Antipasti lachten wir gemeinsam darüber, dass es schon lange nichts mehr zu lachen gibt.

*

Meine Stadt ist ein riesiger Magnet, der meinen moralischen Kompass stets in die Richtung ausschlagen lässt, in der das nächste Opfer steht. Ich sitze für einige Minuten auf dem Fenstersims meines Badezimmers und spüre, wie die Zeiger sich langsam bewegen. Mein Körper zerplatzt zehn Stockwerke tiefer auf einem Klettergerüst. Ein Kind schreit, eine Mutter weint, der Kompass richtet sich neu aus.

Meine Stadt ist das Jahr, in dem ich mich ausschließlich von Radieschen und schlechten Erinnerungen ernährt habe.

*

Meine Stadt ist der Gemeindepfarrer, der kein Blatt vor den Mund nimmt. „Wenn Scheiße tauchen könnte, dann wäre die katholische Kirche ein U-Boot“, sagt er und bestellt uns das vierte Guinness. In der Massenschlägerei zur Sperrstunde behalten wir ganz klar die Oberhand und teilen uns ein billiges Flittchen namens Sommerfrau. „Es hört nicht mehr auf und davon viel“, lacht er, steigt auf einen Tränenvogel und wirft sich vor eines der Taxis, die am Times Square wie heiße Lava durch die Straßen fließen.

Meine Stadt ist die Frau, die mir das Bett warm hält. Für ein paar Scheine erfüllt sie mir Wünsche, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie habe. Gegen Mitternacht klatsche ich ihr zum Abschied auf den nackten Arsch und schenke ihr die halb volle Schachtel Zigaretten, bevor ich im Gestank der Seitengassen verschwinde. Ich fahre nach Hause und lege mich neben die Mutter meiner Kinder, die seit einem Jahr nicht mehr mit mir schlafen will. Ihr modriger Atem klebt an der Tapete und die Seite des Bettes, auf der ich liege, ist eiskalt.

*

Meine Stadt ist der brennende Busch im Vorgarten, der Geschichten von unendlicher Liebe erzählt, von Trost und Erkenntnis als das Seiende. Ich entwurzle ihn mit einem gezielten Spatenstich und setze einen Süßwasserpool an genau die Stelle, an der er versucht hat, uns mit seinen Lügen zu verführen.

Meine Stadt ist der Taufpate, der immer dann zu Besuch kommt, wenn Papa in der Fabrik am Fließband steht.

*

Meine Stadt ist ein Doppelgänger. Ich strecke ihm die Hand entgegen und muss fast kotzen bei dem Gedanken an gemeinsame Samstagabende vor dem Fernseher. „Lass uns Freunde sein.“ Sein Händedruck ist warm und ehrlich, sein Blick ein Versprechen. Ich ersteche ihn zwei Wochen später, an einem Herbsttag kurz nach acht.

Meine Stadt ist die Bestattung des Großunternehmers, auf der traurige Flittchen fröhlich Lieder singen. Die Sonne frisst sich durch die verriegelten Fenster der umstehenden Hochhäuser und zaubert engelsgleiche Kränze um ihre Häupter. Ich stecke ihre Visitenkarten in mein Portemonnaie, gleich neben den abgelaufenen Bibliotheksausweis und die Kinderzeichnung einer lilafarbenen Giraffe, die ich einem Obdachlosen geklaut habe.

Meine Stadt ist die Parabel einer ent-
rückten Gesellschaft, die immer von einem
Feind in ihrer Mitte ausgeht. Eine Bewe-
gungsstudie als Konzept schleichender
Zerstörung, die den Mensch als wildes
Tier entlarvt, das immer dann seine Beute
reißt, wenn es sich unausweichlich in die
Enge getrieben fühlt, getreu dem Motto:
Mach kaputt, was dich kaputt macht.

*

Meine Stadt ist ein unseliger Ort, an dem
das Wetter immer apokalyptisch und die
Wahrheit stets erlogen ist. Ich blicke
hoch in den Himmel, der versteckt hinter
getürmtem Panzerglas liegt. In ihm kämp-
fen tapfere Ritter gegen unheilvolle Mons-
ter. Ich entdecke ehrbare Prinzessinnen,
ein Meer aus Rosen und das gelogene Ich.

Meine Stadt ist der Mund, der bloß des-
halb redet, um sich selbst zuzuhören.
„Halt endlich deine verdammte Klappe“,
schreit es aus mir heraus. Ich werde aus
der Kneipe geworfen und suche zwei Neben-
gassen weiter nach ein wenig Schlaf. Doch
das Gequassel lässt mich keine Ruhe fin-
den. „Halt endlich deine verdammte
Klappe!“ Ich erwürge den Obdachlosen
neben mir und erkenne in dem Licht, das
in seinem Blick hilflos erlischt, die
Ruhe, nach der ich mich so unendlich
sehne.

Meine Stadt ist die Erkenntnis, dass jede Liebe eine Spur hinterlässt. Ich verabrede mich mit meiner Exfrau im Park am Rande der Stadt, an genau der Stelle unter der Linde, an der sie mich zum Gottkönig gevögelt hat. Wir stehen uns schweigend gegenüber und rauchen eine Zigarette nach der anderen. Unsere Blicke prallen aneinander ab und verenden in der Skyline einer Stadt, die einst Feuer unter unsere Brustkörbe und alles in Schutt und Asche gelegt hat. „Vielleicht ist unsere Wahrscheinlichkeit Glaubenssache“, sage ich und bemerke nicht, dass sie längst schon wieder verschwunden ist.

Meine Stadt ist ein präzise kalkulierter Schlachtplan. Sie kennt ihre Opfer. Sie will ihre Opfer. Und sie bekommt ihre Opfer. „Ich weiß nicht, ob die Menschheit sich einen großen Gefallen damit getan hat, die Mathematik zu erfinden“, sage ich. „Du meinst wegen der Atombombe und so'm Zeugs?“, fragt sie. „Nein, wegen deinem dämlichen Gesicht natürlich“, sage ich. Wir vögeln und schwitzen und hören, wie sich zwei Stockwerke über uns ein Rentner in den Kopf schießt.

Meine Stadt ist die geklärte Sinnfrage mit Anfang dreißig. Ich gebe der Kugel, die ich in meiner rechten Schläfe versenken werde, einen Namen. Sie heißt Betty. In einem großen, unappetitlichen Schluck entleere ich den Rest vom Importierten und drücke Betty einen nassen Kuss direkt ins Gesicht. „Wo früher meine Leber war, ist heute eine Minibar“, lache ich schallend ins leere Glas. Betty bleibt stumm. Wir schauen uns lange in die Augen. Keiner von uns weiß, was er jetzt noch sagen soll. Am nächsten Morgen wache ich verkauert vor der Couch auf und komme gerade noch rechtzeitig zur Arbeit. An der Tür zur Herren-Umkleide hängt ein Monatskalender mit Lebensweisheiten. „Man muss erst lernen, sich selbst zu lieben, bevor man andere lieben kann“, steht darauf geschrieben. Es ist Montag. Ich reiße mir das Namensschild von der Brust, renne wieder nach Hause und mache Betty einen Heiratsantrag. „Sie dürfen die Braut jetzt küssen“, brülle ich und färbe die Tapete im Rot unserer Liebe.

Meine Stadt ist ein vulgärer alter Mann, der in seinem Leben nichts anderes zustande gebracht hat, als zu saufen und zu vögeln. Ich stehe in seinem kleinen, dreckigen Apartment und beobachte, wie er seine Schreibmaschine bearbeitet. Ich frage ihn nach dem Sinn des Lebens und merke noch im selben Moment, wie dumm die Frage ist. Er nippt kurz an seinem warmen Bier und widmet sich dann wieder der Schreibmaschine. Ich pflanze meinen Zweitausend-Dollar-Anzug in einen abgenutzten Ledersessel, der nach Schweiß und altem Sex riecht. Im Radio spielen sie Mahler und im Zimmer nebenan liegt eine mit flabberigem Hintern, der er kurz vorher mit einem einzigen Stoß das Ding bis rauf ins Hirn gerammt hat. „Hier oben, im achten Stock, klingt Amerika gar nicht mal so schrecklich“, sage ich und schaue durch das verschmierte Fenster runter auf die Straße, deren Lärm im Anschlag der Schreibmaschine ertrinkt. Ich beobachte zwei Obdachlose, die sich um ein Lammkotelett prügeln, und verscheuche eine kleine Fliege, die auf meinem Unterarm sitzt. „Kann ich morgen wiederkommen?“, frage ich. „Wo willst du denn hin?“, fragt der dirty old man. Ich nehme einen tiefen Schluck von dem warmen Bier, lege mich neben den flabberigen Hintern und schlafe im Rhythmus der stetig hämmernden Schreibmaschine zwei Tage durch.



Meine Stadt ist abgelaufene Leberwurst
nach einer langen, durchzechten Disco-
nacht, wenn der Alkohol langsam aus den
Poren verdampft und die Sonne aufgeht.
Der Hunger treibt's rein.